

WAHRNEHMUNG ALS GRUNDLAGE VON INTUITION

(vorläufige Fassung)

ELKE MARK | www.elkemark.com | post@elkemark.com

1.

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,

|: gib sie wieder her. :|

|: Sonst wird dich der Jäger holen

mit dem Schießgewehr. :|

2.

Seine große lange Flinte

|: schießt auf dich mit Schrot; :|

|: dass dich färbt die rote Tinte,

und dann bist du tot. :|

(Melodie „Wenn ich ein Vöglein wär“)

Wenn ich ein Vöglein wär'
und auch zwei Flügel hätt',
flög' ich zu dir.

Weils aber nicht kann sein ,
bleib ich all hier.

Bin ich gleich weit von dir,
bin ich doch im Traum bei dir
und red' mit dir;
wenn ich erwachen tu,
bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
da nicht mein Herz erwacht
und an dich denkt,
dass du mir viel tausendmal,
dein Herz geschenkt.

(Melodie „Alle Jahre wieder“)

Eine Ahnung, ein eigenartiges komisches Gefühl, ein sechster oder siebter Sinn, innere Stimme, Bauchgefühl – die Versuche, Intuition begrifflich zu fassen, lassen oft schon die Schwierigkeit erkennen, dem, was im vorsprachlichen Bereich liegt, sich vorreflexiv abspielt, die richtigen, passenden Worte zu verleihen. Was auch daran liegt, dass wir darin nicht geübt sind, diese sehr komplexen Prozesse genauer zu beschreiben. Und nach Versuchen mit eher unpassend klingenden Sätzen, die die Fülle und den Reichtum des Gespürten nur unzureichend wiedergeben, dabei bleiben, es als „nicht möglich“ abhaken.

Damit Begriffsdefinitionen nicht nur leere Worthülsen sind und bleiben, hilft uns die Intuition – in der Philosophie vielfach auch mit dem Wort „Anschauung“ (von lat. *intuitio* = unmittelbare Anschauung zu lat. *intueri* = genau hinsehen, anschauen) beschrieben – diese mit Inhalt und Bedeutung zu füllen, auch um daraus Erkenntnis gewinnen zu können. Im Deutschen wird auch von Einsicht gesprochen – im Sinne eines Hineinsehens –, die jedoch über das Sehen, die Schau oder Vision hinaus, das Hören und andere Sinne einschließt.

Der Philosoph Bernhard Waldenfels betont, dass die Form der Intuition, die über das Rational-Diskursive hinaus geht, als ko-rational bezeichnet werden kann, da sie den diskursiven/sprachlichen Verstand ergänzt, aber nicht ersetzt¹ (vgl. Waldenfels, 205). Diese ist nicht zu verwechseln mit dem sogenannten ‚Intuitionismus‘, in welchem wir bei zu vagen, schwammigen und zu allgemeinen Aussagen misstrauisch werden, unsere Zweifel geweckt und intellektueller Widerstand – Widerstand des Scharfsinns – ausgelöst wird. Die Ablehnung gilt jedoch meist eher einer Form der Irrationalität, die auf einer Verengung der Wirklichkeit beruht, sich als höheres oder esoterisches Wissen tarnt. Ich möchte dagegen zu einer Erweiterung des Fokus einladen, die Erfahrung von Abgründigem und Überschüssigem, von Unverständlichem, Befremdlichem und Ängstigendem einbeziehen, um diese als bestehenden Teil der Rationalität anzuerkennen.

Mir geht es, wie Waldenfels, um einen Intuitionsbegriff, der sich an den Rändern, Lücken und Leerstellen, an Abgründen und Brüchen von Erfahrung einstellt. Einem Gespür zu folgen, das weniger das Sehen betont, sondern das synästhetisch breite Spektrum von Sinneserfahrungen einbezieht. Dem Gespür folgend einer Andeutung, Ahnung auf die Spur kommen, uns dabei auf unseren Spürsinn verlassen. Diese Erfahrungen lassen sich als prärationale Erfahrungen beschreiben, vorausgesetzt

¹ Im Folgenden beziehe ich mich auf die Ausführungen von Bernhard Waldenfels im Text „Gespür für die Dinge“ (S. 202 - 226), der im Sammelband „Intuition“, herausgegeben von Petra-Maria Meyer, 2012 im Verlag Wilhelm Fink erschienen ist.

dass das Prä- nicht als Vorstufe abgetan wird (vgl. Waldenfels, 206/207). Die hohe Komplexität, mangelnde Praxis und Übung und ein unzureichend entwickeltes passendes Vokabular erschweren die Anerkennung der intuitiven Vorgänge. Manchmal zusätzlich behindert durch eine – oft vage vorhandene, doch sehr wirksame – Neigung zur eigenen innerlichen Abwertung und Banalisierung dieser Prozesse.

Nehmen wir also einmal bewusst Abstand von unserem allgegenwärtigen, bekannt-vertrauten, an rationalen Idealen orientierten Verständnis, das für manche Fragen keine adäquaten Antworten bereithält. Und nehmen wir uns ausreichend Zeit, um diese Prozesse in ihrer Entfaltung nicht zu behindern. Auch Geistesblitze beruhen häufig auf zuvor sich „zurichtenden“ vorausgehenden Bewegungen des Denkens – eines Denkens, das sich nicht auf rational-diskursives beschränkt, sondern vielmehr das sogenannte implizite „stumme“ Erfahrungswissen als Erkenntnisgrundlage einschließt, das ich als *Taktilen Wissen* (vgl. Mark, 2012) beschrieben habe. Diese individuelle, körperliche taktil-kinästhetische Wahrnehmungsebene, nimmt die durch komplexe, haptische Erfahrungen entstandene *Vorerfahrung* in Kombination mit unbewusster Wahrnehmung ernst, die – im Wechselspiel mit Affizierung im Kontakt, in Kommunikation und Bewegung – letztlich die Grundlage unserer Denkprozesse bildet.

Ich stelle damit eine Praxis der Erfahrung vor, die auf Basis unserer eigenen Tastsinneserfahrung, in der Verknüpfung von taktilen und performativen Prozessen, den Fokus erneut auf den Prozess der *Herausbildung* unseres Wissens lenkt, statt das Ansammeln von Informationswissen voran zu treiben. Nicht zu Letzt, um im Kontakt und in der Begegnung mit anderen unserem eigenen feinen Gespür (wieder) zu trauen.

Der französische Philosoph Henri Bergson hat für das Zeitempfinden einen wichtigen Perspektivwechsel eingeführt. Ergänzend zur klassischen, objektiven Zeitmessung prägt er den Begriff der „*temps durée*“ – der Zeit als Dauer –, die sich auf der individuell erlebten Zeit gründet und dabei Empfindungen, Erfahrungen und Wahrnehmungen mit einbezieht. Wir kennen die Momente, wo es kaum auszuhalten ist, dass die Zeit unerträglich langsam vergeht (meist in unangenehmen Situationen) und umgekehrt in Momenten des Glücks schnell verfliegt. Er begreift die „Intuition der Dauer“ als einen unabschließbaren Prozess, in dem es „kein Zuende-Kommen“ gibt und eine stetige Anpassung an den in Wandlung befindlichen Prozess der Wahrnehmung und Empfindungen erforderlich ist. Bergsons Verständnis von „Wahrnehmung als werdender Tätigkeit“ fordert uns heraus, momentane Stabilisierungen nur als vorübergehend zu begreifen. Um uns inmitten dieses unvorhersehbaren Geschehens nicht verloren zu fühlen, können wir dabei auf die Ressourcen unseres Körpers zurückgreifen, die uns erlauben mit Verschiebungen der Perspektiven und ständiger Neuanpassung an sich stets veränderte und ungewisse Situationen umzugehen – indem wir unser Wissen *über* den Körper ergänzen um ein feines Gespür für die eigenen Wahrnehmungsprozesse, die uns zu Experten für unsere Körper machen.

Bernhard Waldenfels macht deutlich, dass in diesem beständigen Prozess – einer „Ordnung des Werdens“ – gerade auch die Bereiche der Erfahrung Raum finden, die sich schwerlich objektivieren, rationalisieren lassen.

Erfahrung stößt uns zu, uns widerfährt etwas, worauf wir antworten. Erfahrung hat stets zwei Anteile: Pathos und Response. Beide Anteile, die Empfindungsebene – von Waldenfels als Pathos bezeichnet – und das Antworten auf das Wahrgenommene (vgl. Waldenfels, 207).

Es fällt mir etwas auf – ich merke auf, Auffallen und Aufmerksamkeit kommen nicht zur Deckung, sie gehen ineinander über. Es ist kein konstruktivistisches Verständnis, demnach Erfahrung aus Bausteinen besteht, die nach Belieben zusammengefügt werden können. Waldenfels *pathisches* Verständnis von Erfahrung besteht darin, dass „uns etwas affiziert, stimuliert, uns in Erstaunen oder Erschrecken versetzt, uns anzieht oder abstößt, uns beschwingt oder belastet“ (Waldenfels, 208) – uns im weitesten Sinne berührt – und darüber einen Prozess der Umsetzung und Umwandlung, eine Transformation anstößt. Etwas zunächst Vages „wird zu Etwas, indem es Form annimmt, sich in Feldern ausbreitet, in Horizonte eintritt und unter wandelnden Umständen wiederkehrt“ (ebd.). Nochmals anders gesagt: Mein Getroffensein/Berührtsein setzt Prozesse in Gang, die in meinem Antworten darauf Gestalt annehmen – dies unterscheidet sich grundsätzlich von einem Akt des aktiven Tuns oder wohlüberlegten Machens, einer zielorientierten Handlung. Er beschreibt einen

Zwischenzustand, einen Prozess „noch im Werden“, und nennt es einen „Limbus der Erfahrung, [...] in dem sich vorbereitet, was schließlich als neuartig zutage tritt“ (Waldenfels, 209). Intuition findet sich in der Lücke zwischen Wissen und Erfahrung.

Hierzu ein Beispiel aus der ehrenamtlichen Begleitung eines 10-jährigen Mädchens, das nach Wegen sucht, die passende Form für den Kontakt zu seinem verstorbenen Papa zu finden. Aus den Momenten der Traurigkeit entsteht die Idee, ihm genau dazu einen Brief zu schreiben, worauf sich dann im Verlauf des Schreibens die Frage stellt, wohin mit dem Brief. Auf den Friedhof, ans Grab? Nein. Und ohne dass ich Vorschläge anbiete, ganz von selbst, weiß das Mädchen plötzlich, der Brief muss zu ihm in den Himmel – doch wie? Gibt es einen entsprechenden Briefkasten? Sie zeigt mit der Hand, wie der Brief aufsteigen soll, von ihr nach oben und plötzlich ist ganz klar, es wird eine Luft(ballon)post sein (müssen). Sie strahlt und beim nächsten Besuch habe ich den gasgefüllten Ballon dabei, den wir zu Papa in den Himmel schicken. Wochen später berichtet sie, dass sie am See einen weißen Ballon gefunden hat – das war die Antwort des Vaters.

Im Folgenden werde ich herauszustellen versuchen, dass es keiner Entscheidung zugunsten von einer Seite, sondern vielmehr eines Zusammenwirkens von Wissen und Intuition bedarf.

Zunächst einige Worte zu unseren Sinnen.



Erst vor etwa 150 Jahren, Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden Tastrezeptoren in Haut, Muskeln, Sehnen und Gelenken entdeckt und die elektrochemische Reizaufnahme und Weiterverarbeitung im Gehirn entschlüsselt. Der vormals den „niederen Sinnen“ zugeordnete hoch differenzierte Tastsinn hat eine Aufwertung erfahren. Der unter Somatosensorik zusammengefasste Begriff der Körperwahrnehmung, der die spezialisierten Sinne Sehen, Hören, Schmecken und Riechen ausklammert, setzt sich neben der Sensibilität der Körperoberfläche, der Taktilität, aus der Sensorik des Bewegungsapparates, auch Propriozeption genannt, und der inneren Organe zusammen. In der aus mehreren Schichten aufgebauten Haut sind Rezeptoren eingebettet, die neben der Oberflächenwahrnehmung, Temperatur, Schmerz und Druck registrieren.

Es werden drei verschiedene Hautrezeptoren unterschieden: In der Oberhaut sitzen *Druckrezeptoren*, die auf eine mechanische Einwirkung mit der Öffnung kleiner Kanäle in ihren Membranen reagiert, sodass positiv geladene Teilchen einströmen. Dadurch wird ein elektrisches Signal erzeugt, das ins Gehirn übertragen wird. Je stärker der Druck, desto weiter die Öffnungen und intensiver das Signal ans Gehirn – entsprechend gibt es bei geringerem Druck keine Reizempfindung. Der Mindestdruck beträgt etwa 3 mg, was dem Gewicht einer Daune entspricht. Dagegen wird die Bewegung der Haut – beispielsweise beim landen einer Mücke, die nur etwa 2 mg wiegt – von den tiefer in der Haut gelegenen Berührungsrezeptoren registriert, die auf Veränderung reagieren, ganz unabhängig vom Gewicht.

Berührungs- und Geschwindigkeitsrezeptoren werden bereits bei einem Mikrometer aktiviert, was etwa der Dicke eines 50stel eines Mückenbeins entspricht. Noch tiefer gelegen sind Rezeptoren, die auf *Beschleunigung* und auf *Vibration* eines Reizes reagieren. Diese registrieren z.B. die durch den Flügelschlag einer Mücke verursachten Schwingungen bereits bei einem Meter Abstand! Dies geschieht alles, ohne dass einer dieser Reize jemals unsere Bewusstseinschwelle überschreitet. Generell finden nur etwa zehn Prozent aller wahrgenommenen Reize den Weg ins Bewusstsein. Hinzu kommt die tiefensensorische Wahrnehmung – Propriozeption – die mir in Kombination mit dem Gleichgewichtssinn ein Empfinden der Lage meines Körpers im Raum ermöglicht. Unter Tiefensensibilität werden Sinneseindrücke zusammengefasst, die durch Reizung von Rezeptoren in Muskeln, Sehnen und Gelenken entstehen. Auch als Kraftsinn bezeichnet, dient er der Wahrnehmung von Stellungen (Positionssinn) und Bewegungen (Kinästhesie) einzelner Teile meines Körpers und ermöglicht mir eine Einschätzung von Gewichten. In Kombination mit der Taktilität dient er der dreidimensionalen Erfassung räumlicher Dimensionen. Auch unter Ausschluss von visueller Kontrolle bin ich in der Lage, mich im Verhältnis zur Vertikalen und Horizontalen im Raum, vorn-hinten, oben-unten, rechts-links, zu verorten.

Der Gleichgewichtssinn ist im Innenohr lokalisiert. Wegen seines Kanalsystems wird er auch Labyrinth genannt und dient der Orientierung. Desorientierung verunsichert. Wir versuchen, einen sicheren Standpunkt zu bewahren und Situationen zu vermeiden, die Orientierungslosigkeit verursachen.

Hier erinnert uns der Physiker und Judolehrer Moshe Feldenkrais, der den Begriff der *Bewusstheit durch Bewegung* geprägt hat, daran, dass es die Aufgabe des Gleichgewichtssinn nicht ist, das Gleichgewicht zu halten, sondern es wieder herzustellen (Feldenkrais, 74). Das Wort „Haltung“ suggeriere Statisches. Die menschliche Haltung aber ist ein dynamisches Gleichgewicht, die dann gut ist, „wenn sie nach einer Störung ihr Gleichgewicht wieder erlangen kann“ (Feldenkrais, 134). Er macht dies deutlich am Beispiel einer angestoßenen Flasche, die – durch rotierende Bewegungen um die eigene Achse – wieder stehend zum Stillstand kommt. „Bei dynamischem Gleichgewicht geht es nicht um Stehen oder Fallen, sondern um die Frage: Wie groß darf der Schock sein, den das System erleiden kann, ohne dass es ihm unmöglich wird, seine Entwicklung wieder aufzunehmen?“ (ebd.), betont Feldenkrais.

Er hat in seinen Übungen eine Methode vorgestellt, die über Selbstbeobachtung und -leitung eine andere Art des Lernens vermittelt. „Konzentrieren Sie sich nicht, denn das hieße wörtlich, dass Sie um sich herum nichts wahrnehmen. Konzentration kann sonst im Leben manchmal nützlich sein, aber beim Lernen hat sich die Aufmerksamkeit abwechselnd auf den Hintergrund zu richten und auf die Figur. Beim Lernen müssen Sie erst die Bäume kennen und dann den Wald, zu dem sie gehören. Das Wechseln von der Figur zum Hintergrund und wieder zurück wird mit der Zeit so geläufig, dass man beide gleichzeitig wahrnehmen kann, ohne sich darum zu kümmern, geschweige denn zu bemühen“ (Feldenkrais, 134). Und er zeigt damit einen Weg auf, weg von einem Gefühl, es *richtig* machen zu müssen, hin zur Entwicklung eines Gespürs dafür, zu einer individuellen, persönlichen Stimmigkeit zu finden. Worauf es beim Lernen ankomme, sei das „Gewahr- und Innwerden“, wie ihm sein Freund und späterer Nobelpreisträger Frédéric Joliot-Curie bestätigte, der die Entdeckung der induzierten Radioaktivität seiner sensitiven Wahrnehmung verdankte und sein Gewahrwerden eines abweichenden Geräuschs nicht als Fehler der Apparatur abtat. (vgl. Feldenkrais, 141)

Um das sich im Körperinneren und in unseren Gedanken fortlaufend Vollziehende, Spürbare wahrzunehmen, bedarf es einer speziellen Art des Hinhörens – eines Hineinhorchens –, „das Stimmen aus dem Innern hören [kann], die sonst nicht hörbar sind, weil sie vom Lärm unserer bewussten Gedankengänge übertönt werden,“ (Reik, 169) wie es Theodor Reik präzisiert hat.

Es ist dieses Lauschen auf den lautlosen, ‚inneren‘ Dialog, worauf es mir im Folgenden ankommt.

Für den Psychoanalytiker Reik ist das zuerst von Friedrich Nietzsche als solches bezeichnete „dritte Ohr“ (Nietzsche, 705) ein Organ und Wahrnehmungsinstrument, das die wechselseitig zwischen Personen ablaufenden – unbewusst von ‚Einem zum Anderen gehenden‘ – Botschaften empfängt. Er geht so weit, den bewussten Wahrnehmungen nur die Umschaltfunktion, „die Relais in der Telegraphie haben“, zuzugestehen. Die Aufgabe bestehe daher vielmehr darin, zu hören, „wie einer zum anderen ohne Worte spricht“ (Wimmer, 81). Dafür sei es erforderlich zu lernen, mit dem ‚dritten Ohr‘ hinzuhören – und dies meint mit dem ganzen Körper.

Es ist nicht die Methodik der Psychoanalyse, um die es mir hier geht. Vielmehr möchte ich den Fokus auf den *fühlenden Leibkörper* lenken, der nicht auf eine – von der Außenwelt abgetrennte – in den Grenzen des Körpers bestehende Innenwelt beschränkt zu verstehen ist. In beständiger Anpassung, Durchlässigkeit und dynamischer Vitalität Schnittmengen mit der Umgebung eingehend, bildet dieser den Ausgangspunkt meines theoretischen und praktischen Arbeitens und Forschens. An dieser Stelle möchte ich nun einladen, dies direkt auszuprobieren und selbst zu tun, d. h. während ihr meinen weiteren Ausführungen folgt, immer wieder auch auf die ‚innerlichen‘ Regungen, die sich begleitend zum Gehörten einstellen, zu achten und auf die Signale des eigenen Körpers zu lauschen.

Äquivalent zum deutschen Leibbegriff finden sich Anknüpfungspunkte im Konzept des *ganzheitlichen inneren Empfindens (Felt Sense)* des amerikanischen Psychologen und Physikers Peter A. Levine, das dieser als dynamische und komplexe Wechselbeziehung von Körper und Geist, von Instinkten und

Reflexen, Emotionen, Intellekt und Spiritualität begreift.² Ergänzend zu den bekannten äußerlichen körperlichen Sinnen trägt hier das innere Gewahrsein unseres Körpers, die propriozeptive Wahrnehmung oder Eigenwahrnehmung, zum Verständnis eines Selbst- und Weltbezugs bei. „Das ganzheitliche innere Empfinden kann durch unsere Gedanken beeinflusst und sogar verändert werden, doch ist es selbst kein Gedanke, sondern etwas, das wir fühlen“ (Levine, 79). Obwohl deutlich spürbare Emotionen Teil davon sind, reicht es weit in den Bereich der subtilen, sich ständig verändernden komplexen Nuancen. „Das ganzheitliche innere Empfinden ist manchmal vage. [...] Es kann hinsichtlich seiner Intensität und Klarheit schwanken und es ermöglicht uns, die Wahrnehmungen zu verändern. Dazu stellt es uns sowohl den Prozess als auch die erforderlichen Mittel zur Verfügung. Aufgrund des ganzheitlichen inneren Empfindens sind wir in der Lage, uns zu bewegen, Informationen zu sammeln, zueinander in Beziehung zu treten und letztlich herauszufinden, wer wir sind. Es ist ein so integraler Bestandteil des Menschseins, dass wir es für eine Selbstverständlichkeit halten und oft nicht wissen, dass es existiert, bis wir uns bewusst damit beschäftigen“ (ebd.), fasst Levine zusammen.

Auf das ganzheitliche innere Empfinden zu lauschen, meint eine Ausdehnung des Gewahrseins über die Struktur des Körpers hinaus auch auf andere Bereiche. Dies eröffnet einen Zugang zum zeitgleich ablaufenden, vielschichtigen Geschehen und lässt uns Stimmungen, (An-)Spannungen, Offenheit, Erschütterung, Schläfrigkeit oder Durst wahrnehmen. Anstelle unseres gängigen Verständnisses und vertrauten Prozessen der Fokussierung und Konzentration auf *eine* Sache steht hier die Weitung der Aufmerksamkeit, die es erlaubt, unsere ‚innere‘ Sprache kennenzulernen, indem wir beginnen, ohne Interpretation zu beobachten, was sich in Form von flüchtigen Gefühlen, Worten, Bildern, Volumina und Dynamiken, Einsichten und Emotionen und Empfindungen zeigt und zu erkennen gibt. Um der Komplexität gerecht werden zu können, wird die Beschreibung der Abläufe vereinfacht und reduziert. Doch Sinneswahrnehmung läuft niemals isoliert ab und ist vielmehr als ein ineinander verschränkter Prozess aus bewussten und unbewussten Verarbeitungselementen zu verstehen.

Hierzu ergänzt der Musiktheoretiker Ernst Kurth zum musikalischen Hören: „Das bloße ‚Hören‘ (Aufnahme des akustischen Sinneseindrucks) ist nur eine Komponente des komplizierten Empfindungsprozesses. [...] Das musikalische Hören ist mehr und etwas anderes als das bloße Hören mit dem Ohr, [...] aber der Kernpunkt liegt darin, dass in der musikalischen Verarbeitung nicht die Verarbeitungsmaterie (das Erklingende, das auf physikalischen Erscheinungen beruht) das Primäre ist, sondern die Verarbeitungsenergie, die denkenden psychischen Kraftregungen in uns, die erst zur ‚Materie‘ greifen, indem sie Konkretisierung in sinnlicher Wahrnehmbarkeit anstreben. Die Verarbeitungsenergien gehen den Sinneseindrücken voran“ (Kurth, 7).

Gerade das Beispiel des Hörens rückt die Erfahrung der Durchlässigkeit statt einer strikten Trennung eines inneren und äußeren Wirklichkeitsbezugs in den Vordergrund. Zu diesen Übergangsbereich merkt der Kulturwissenschaftler und Philosoph Thomas Macho an: „Ununterbrochen hören wir nach innen und nach außen zugleich: Während wir unsere Ohren einem beliebigen Schallereignis leihen, vollziehen sich Dialoge und Gespräche in unseren Köpfen. [...] Im Hören vollzieht sich der Wechsel zwischen Da-sein und Weg-sein beinahe unmerklich und übergangslos“ (Macho, 109).

An dieser Stelle möchte ich ein Verfahren vorstellen, das erlaubt den Bereich der Vorsprachlichkeit zu erschließen, dort wo wir häufig feststellen, „*das weiß ich nicht*“ oder „*ich weiß nicht, wie ich das sagen soll...*“.

Die heute als mikrophenomenologische Befragungstechnik bekannte Form der Gesprächsführung wurde zuerst als „Elicitation-Technik“ vom französischen Pädagogen Pierre Vermersch in den 1980er-Jahren entwickelt. Seine Ansätze des „Entretien d’explicitation“ kamen zunächst in der Lehrer*innenausbildung zum Einsatz und damit allen Schüler*innen zu Gute. Darauf aufbauend hat

² Levines Konzept, in welchem er Grundlagen zur Traumatherapie schuf, schließt an Überlegungen des Philosophen und Psychologen Eugene Gendlin an, der in seinem „Prozessmodell“ Ansätze zur Überwindung der Körper-Geist-Spaltung sowie die Focusing-orientierte Psychotherapie entwickelt hat.

Vgl. Gendlin, Eugene: Ein Prozess-Modell. Karl Alber Verlag. Freiburg/München 2015.

die Philosophin Claire Petitmengin diese weiterentwickelt, um sie auch im Forschungskontext, zunächst in der neurowissenschaftlichen Epilepsie-Forschung fruchtbar zu machen. In dieser Studie wurden Patient*innen zu ihren Erfahrungen vor Eintritt eines Anfalls befragt. Es gelang Petitmengin über die präzise Befragung wiederkehrende Merkmale zu erkennen (z.B. ein Streichen mit der linken Hand über die Stirn oder das Registrieren „eines hellen Lichts hinten links“), die es den jeweiligen Patientinnen in der Folge ermöglichte, sich rechtzeitig zu setzen bevor ein Anfall eintrat, statt wie sonst unerwartet zu stürzen.

Mittels dieser Fragetechnik wird ermöglicht, konkrete Erfahrungen in ihrem Entstehungsprozess präziser nachvollziehbar und darüber vor-reflexive und vor-sprachliche Ebenen der Wahrnehmung einer Versprachlichung zugänglich zu machen.

In der Befragung – die eher einer Anleitung zur Selbstbeobachtung gleicht – wird ein kleiner Ausschnitt, manchmal ein einziger Moment der Erfahrung herausgegriffen und entfaltet. In vielen kleinen Schritten (mikro-phänomenologisch) wird darüber das bereits vorher einsetzende, zeitgleich, parallel und danach weiterwirkende – sowieso permanent ablaufende – Geschehen genauer betrachtet.

Zunächst möchte ich hier kurz eine kleine Übung aus den gestrigen Workshops vorstellen und Sie auffordern:

„Buchstabiere(n Sie) das Wort „Teddybär“ innerlich, und wenn Du/Sie soweit bist/sind, gib/geben Sie mir ein Zeichen.“

Nach der anschließenden Aufforderung, nun so detailliert wie möglich zu beschreiben, was ab dem Moment der Aufforderung, das Wort „Teddybär“ innerlich zu buchstabieren, bis zum Moment des Zeichengebens geschah, ergab ein breites Spektrum an Antworten, reichte von sofort auftauchenden Bildern von Teddys – einer Fotografie ähnlich, wie ein Dia projiziert – über gar kein Bild (verbunden mit der sofortigen Frage, ist das falsch?); großen Buchstaben, kleinen, grauen, weißen, eher wie die bekannten Scrabble-Buchstaben auf quadratischem Grund; ein Buchstabensalat; die Buchstabenfolge zunächst als ganzes Wort, das sich aber dann wie eine Art Laufband in Bewegung setzt – oder das „Y“ zuerst (wer sagt, dass Buchstabieren immer „vorne“ und mit Großbuchstaben beginnt?). Nicht zu vergessen all die Gedanken, die z. B. schon im Moment des Zuhörens auftauchen: *Was soll das? Will ich überhaupt mitmachen? Wie schreibt sich Teddybär noch mal? Welches Zeichen soll ich geben?*

Sinneseindrücke, „Bilder“ und „Gedachtes“ werden ohne Wertung und ohne bereits darüber „nachzudenken“ in ihrer ungeheuren Vielfalt an unterschiedlichen, detaillierten Abläufen zur Kenntnis genommen.

Entgegen dem Verständnis einer „subjektiven Introspektion“, die das Geschehen im „Inneren“ abtrennt, vergegenständlicht und – ähnlich der Beobachtung eines äußeren Objekts – aus einer distanzierenden (wissenschaftlichen) Observationshaltung heraus beschreibt, setzt Claire Petitmengin auf eine konsequente *Annäherung* an die tatsächliche Erfahrungssituation. Entgegen den Befürchtungen, sich damit in subjektiver Beliebigkeit zu verlieren, entwirft sie ein Verfahren, das – statt sich an *Inhalten* der Erfahrung zu orientieren – eine strukturelle Analyse des Entstehungsprozesses von Erfahrung anbietet. Da Erfahrung immer nur im Nachhinein einer bewussten Verarbeitung zugänglich gemacht werden kann, wird zunächst der Erinnerungsmoment erneut evoziert, bis der erinnerte Moment präsenter ist als die aktuelle Gegenwart selbst. Diese Technik greift auf die Theorie des *passiven Gedächtnisses* des Philosophen Edmund Husserl zurück, die davon ausgeht, dass wir jeweils auch das, was nicht in unserem Fokus stand, doch mit aufnehmen und abspeichern.

Anstelle einer inhaltlichen Beschreibung wird beispielsweise nach den „Rahmungen“ und *Merkmale* des Erinnerungsbildes gefragt: *„Ist es farbig oder schwarz-weiß?“ „Klar oder undeutlich?“ „War das Bild ein Foto?“ „Eine Bildabfolge oder ein Film?“ „Wo war Dein eigener Standpunkt als Betrachter*in, inmitten des Bildes oder eher abseits? Mit Abstand und wie groß?“ „Wo genau hast Du das Bild gesehen? Vor Dir? Seitlich? Oben? Wie groß?“* Damit rücken – statt des konkreten Inhalts – die *Strukturen* des Geschehens selbst in den Vordergrund, beispielsweise die Dimensionen des Bildes, dessen Lokalisierung im Raum oder die eigene Position innerhalb der beschriebenen „Szene“. Durch die Fragen wird der Fokus auf die vielen kleinen Schritte, auf die in Sekundenbruchteilen

parallel zur fokussierten Wahrnehmung ablaufenden Regungen und Gedanken gelenkt, diese ernst genommen, einer Verbalisierung zugänglich gemacht und entfaltet, ein passendes Vokabular zur Beschreibung erst entwickelt und „erfunden“. Neben dem linearen Zeitverlauf, der diachronischen Struktur, gibt es außerdem eine als „synchrone Struktur“ bezeichnete Ebene, die parallel ablaufendes Geschehen vertiefend aufzufächern erlaubt.

Alle Aktivitäten rund um das Gewahrwerden der Erfahrung bezeichnet Petitmengin als *mikrodynamische Gesten*, die es ermöglichen, dem Prozess des Auftauchens zu folgen und diesen genauer nachzuvollziehen. Neben der klassischen Befragung eines Gegenübers ist dies auch in Form einer „Auto-Elicitation“ – einer Selbstbefragung – anwendbar und kann uns Aufschluss über unsere je eigenen Zugangsweisen, beispielsweise zu Aufgabenstellungen und Selbstlernprozessen geben.

Ergänzen möchte ich hier noch ein Beispiel meiner eigenen Erfahrung mit dieser Technik. Und zwar die Aufforderung zum Auswendiglernen einer Liste von zehn Wörtern, die völlig unerwartet als Aufgabe an mich herangetragen wurde. Sofort machte sich in mir Widerstand breit, ich mochte Auswendiglernen und den Abfragestress noch nie, obwohl ich meist gut und leicht gelernt habe. Dann entschied ich, es entspannt anzugehen und mir die Worte so gut es eben geht zu merken, nahm mir aber vor, wenn ich nicht alle wieder erinnerte, nicht unter Druck zu geraten. Das erste Wort konnte ich mir einfach merken, für die anderen probierte ich dann verschiedene Strategien aus: alphabetische Reihenfolge, Sinnzusammenhänge zwischen den Worten herstellen, etc. Als ich mein Zeichen gab, dass ich bereit sei, konnte ich das erste Wort nennen, doch schon beim zweiten wusste ich nicht mehr, welches es war. Einige weitere von der Liste kamen mir, wie von einer Stimme gesprochen, die ich von hinten rechts hörte, wieder in Erinnerung. Ein Wort aus dem unteren Drittel konnte ich mir, im Vergleich, ganz leicht merken – ich *spürte* es im Bauchbereich – und erinnere mich heute noch daran. Immer noch auf der Suche nach dem fehlenden zweiten Wort, nahm ich plötzlich innerlich die Perspektive der Gesprächspartnerin rechts von mir ein und konnte zu meinem großen Erstaunen – wie aus ihrem Blickwinkel, wie mit ihren Augen auf das Papier mit der Wortliste schauen, dass sie zur Überprüfung in ihrer Hand hielt – dort das fehlende zweite Wort lesen und wiedergeben...

Auf das besondere Merkmal dieses Verfahrens, das – statt auf „Einzelkämpfertum“ – zudem auf gemeinsame, sogenannte „ko-konstruktivistische Wissensgenerierung“ setzt, kann ich hier nicht weiter vertiefend eingehen. Doch bereits mehrfach ist angeklungen, wie sehr die multi-dimensionale Sicht im aufmerksamen Austausch zweier Gesprächspartner*innen oder die gleichwertige und gleichberechtigten Ebene *aller* Beteiligten in Teams, in Entscheidungsfindungsprozesse mit einbezogen werden sollten.

Die Antennen für die eigene Intuition zu sensibilisieren, einen Zugang zu diesem ursprünglichen, intuitiven Wissen, das uns zum Verständnis unserer selbst und der Welt verhilft, lässt sich schulen.

Dass es dafür „Instrumente“ gibt, die dort weiterhelfen, wo das Reden an Grenzen gerät, möchte ich am Beispiel eines Treffens der TAFELRUNDE vorstellen.

Die monatlichen Treffen der TAFELRUNDE hatte ich hier in Flensburg an wechselnden Orten als ein offenes Treffen (Performance-)Kunstinteressierter initiiert, das sich als Ort interdisziplinärer Begegnung und als Plattform experimentellen Denkens und Dialogs versteht. Bei gemeinsamem Essen und Gespräch entfaltet sich, über die Idee des performativen Mit-Teilens, Raum für noch Ungedachtes, dessen Impulsen und Wirkungen nachgespürt wird.

Während des Essens und Sammelns von Fragen und Gedanken zum Rahmenthema „EINS“ aus der Runde steht eine Besucherin auf, um ihren „Beitrag“ vorzustellen, den ich Ihnen nun erneut *zeigen* werde:

„eins“ – sagt sie leise und zeigt mit dem rechten Finger in die Höhe, sie lässt die Hand wieder sinken, macht eine kurze Pause. „eins“ spricht sie erneut, wiederholt das Wort und die Geste, mehrfach, wobei sich allmählich ein betonendes, deutliches Stampfen mit dem rechten Fuß hinzugesellt. Sie variiert Tonfall und Lautstärke, hält schließlich die Hand auf Augenhöhe, um – plötzlich – nach Aussprechen der „eins“ eine „zwei“ zu ergänzen. „eins, zwei“ wiederholt sie, den Blick langsam von einer auf die andere Hand richtend. Dies wiederholend, stellt sich parallel zum Gesagten zunächst eine zarte Kopfwendung, dann eine seitlich schaukelnde Bewegung des Körpers ein, die – zunehmend rhythmischer – in ein abwechselndes Bewegen des mittlerweile gestreckten rechten und linken Armes übergeht und im weiteren Verlauf, dabei stets lauter skandierend, schließlich die Bewegung beider

Beine einbeziehend, in einen spannungsgeladenen, energischen Marsch mündet – um sich völlig unvermittelt „eins, zwei“ – „drei“ in den wiegenden Tonfall eines Walzertaktes aufzulösen, der in einen beschwingten Tanz übergeht „eins, zwei, drei. eins, zwei, drei“. Sich tanzend drehend bleibt die Erwartung der „vier“ offen ...)

Wo sich das Sprechen in Wiederholungen zu erschöpfen drohte, vermochte die Umsetzung eines Gedankenimpulses in eine (gezeigte) Handlung in ihrer Differenz, Ambivalenz und Uneindeutigkeit, neue Anknüpfungspunkte anzubieten, die wir verwundert zur Kenntnis nahmen und als Perspektivwechsel in der Fortsetzung des Gesprächs aufgriffen.

Der hier beschriebene Akt folgt einer *Eigenlogik* performativer Handlung. Über die performative Geste entfaltet sich ein Raum, in dem die jeweiligen Rhythmen auch nachdem sie verklungen sind widerhallen. Von der visuellen Anschauung ausgehend, um Sound, atmosphärische Stimmung und Bewegung ergänzt – zudem zahlreiche Assoziationen wachrufend und Verbindungen mit Erinnerung eingehend – entsteht ein komplexes, multimodales Wahrnehmungsangebot, das Zugang zu einem Reichtum an Wissen eröffnet, das sich in unseren Körpern verbirgt. Ein Wissen, das sich aus Bewegung und dem Reservoir unbewusster Wahrnehmungen speist und sprachlich nicht direkt zugänglich ist. Rhythmus im Sinne von Bewegung, Veränderlichkeit und Flüchtigkeit, als „Zusammenspiel von Erinnerung, Erfahrung, Erleben, Wiedererkennen und Antizipation von Erwartetem“ (Gronau et al., 28) kann also als dem Körper eingeschrieben und damit als „zugrunde liegendes Prinzip jeder Erfahrung performativer Prozesse“ (ebd.) bzw. als ein Hauptmerkmal performativer Phänomene erkannt werden (vgl. Brüstle et al., 2005). Verknüpft sich das persönliche Erleben in der Gegenwart sowohl mit Vergangenem als auch mit Kommendem, decken sich äußerliche Strukturierungen mit dem individuellen körperlichen Eigenrhythmus, kann dies spürbar Veränderung im Sinne eines *Öffnens* neuer Erfahrungsräume anstoßen. Erfahrene Differenzen können zur Befragung der eigenen Haltung einladen, zum Experimentieren ermutigen und zum Erfinden körperlicher Übersetzungen für Erfahrungen der Befremdung oder der Ungewissheit anregen.

Die Tafelrunde hat sich zum FL-UX – Flensburger Performance Art Forum weiter entwickelt, das regelmäßig in den Räumlichkeiten des Flensburger Kunstvereins *Kunst&Co.* in der Nähe des Südermarkts stattfindet und wo neben dem Zuschauen, Zeigen und Sprechen über Performances, zusätzlich eine gemeinsame Runde vorgesehen ist, in der die eigene Aktivität aller Beteiligten in den Mittelpunkt rückt. Und zwar nach dem einfachen, dafür entwickelten Rotationsprinzip „Orbitus“: *ORBITUS* ist ein Rotationsverfahren, das jede*n Beteiligte*n sowohl in die Rolle des Zuschauers wie des aktiv Handelnden bringt. Während jeweils eine Person aktiv ist, haben die anderen die Aufgabe, das Geschehen aufmerksam zu verfolgen.

Aus dem Stuhlkreis wird einer der Stühle entfernt. Da dies mein eigener ist, beginne ich als diejenige ohne Sitzgelegenheit mit einer kleinen Aktion mit dem mitgebrachten Material, was gestern ein etwa 4 x 5 Meter großes grünes Stofftuch war.

Hat die handelnde Person ihre Aktion beendet, geht sie zum nächsten Stuhl links von ihr. Alle erheben sich und rücken einen Platz weiter, d.h. sie setzen sich auf den nächsten Stuhl links von ihnen, bis auf die Person, die neben der „Lücke“ saß. Sie ist die nächste, die eine Idee umsetzt.

Entgegen einem theaterpädagogischen Annähern an ein Rollenverständnis, steht in diesem performativen Zugang die Person selbst mit ihren jeweils eigenen Beweggründen, Ideen und Impulsen im Vordergrund. Im Rahmen dreier „Regeln“ [** Es gibt keine Wertung – kein Richtig und kein Falsch; * Niemand darf verletzt werden; * Es sollte schon ein bisschen Spaß machen!*] wird zum körperlichen Experimentieren und zu einer Vielzahl von Materialuntersuchungen ermutigt. Über das aktive Umsetzen und Weiterentwickeln eigener Einfälle sowie das Beobachten der Aktivitäten der anderen wird somit gemeinsam ein großes Repertoire an Beispielen und Ideen geschaffen, ein facettenreicher Fundus, den jede*r in vielfältiger Wiederholung zur Variation von Ideen nutzen kann. Anfänglichen Bedenken, dass die eigene Idee bereits von eine*r Vorgänger*in umgesetzt werde, selbst keine „neue“ zu haben, lösen sich auf durch die Betonung, die jeweils eigene „Stimmigkeit“ als Bezugsgröße zu wählen. So gewinnen bereits kleine Unterschiede in der Umsetzung einer ähnlichen Idee Relevanz und jede*r kann (konkurrenzlos!) nur zu einer verbesserten Annäherung an die je eigene „Stimmigkeit“ finden. Über die Intensivierung der Wahrnehmung für Rhythmen, Zeitdauer

und räumliche Gegebenheiten wird die Aufmerksamkeit sowohl auf die Entfaltung eines körperlichen Gespürs für sich selbst als auch für das jeweilige Gegenüber gelenkt. Die individuelle Entwicklung jedes Einzelnen ist so im Kontext des Zusammen- und Wechselspiels im Verbund der Gruppe verankert. In Folge kann die enorme Verschiedenartigkeit als Bereicherung erfahren werden. In Kindergruppen wird der jeweilige Platzwechsel mit dem Ausruf „*ORBITUS!*“ – einem Zauberspruch gleich – vom jeweiligen Kind, das seine Aktion beendet hat, eingeleitet.

Das *ORBITUS*-Verfahren setzt auf gemeinsames Lernen, während es zugleich zu freier Ausgestaltung des eigenen Spielraums anregt. Anstelle einer Durchdeklinierung vorgegebener Angebote wird hier auf die Entfaltung situativ vorgefundener Bedingungen gesetzt, um daraus ein prozessuales Geschehen und seine Entwicklung aus je aktuell stimmigen, im Entstehen begriffenen Strukturen zu begleiten, dem Geschehen zu folgen und Impulse umzusetzen. Dies setzt als Ausgangsbasis ein wertungsfreies, gleichberechtigtes Treffen „auf Augenhöhe“ voraus, dem – aus der Kombination des Beobachtens einerseits und der Erfahrung des eigenen handelnden Tuns andererseits – Anregung und Motivation erwächst.

Ich komme nun noch einmal auf das Intuitionsverständnis von Henri Bergson zurück.

In einem Vortrag 1911 in Bologna entwickelt er Intuition als Methode zur philosophischen Erkenntnisgewinnung. Er hebt hervor, dass Intuition häufig durch die Einfachheit besticht, in der Fülle von komplizierten, abstrakten Begriffs- und Gedankengebilden, symbolischen „Erklärungen“ jedoch häufig selbst eher nur als vage oder als Schatten wahrgenommen und beschrieben werden kann (vgl. Bergson, 128). Im Austausch vermag die Perspektive der „Außenstehenden“ manches Mal klarer zu sehen und zu (gemeinsamer) Erkenntnis verhelfen können – was wiederum für einen Prozess des gemeinsamen Austauschs spricht.

In Anlehnung an die Philosophie Berkeleys gebraucht Bergson die Metapher des Bildes, um sein Verständnis von Intuition anschaulich zu machen. Er beschreibt die Schwierigkeiten der Intuition habhaft zu werden, indem er beispielsweise von einem dünnen, transparenten Häutchen über den Dingen spricht, das sich bei einem distanzierten Mustern plötzlich matt wird, sich verdichtet, undurchsichtig wird und einen Vorhang bildet, weil sich Worthülsen dazwischen/dahinter schieben und sich etwas wie eine Staubschicht ablagert (vgl. Bergson, 138).

Was tun, um die Intuition selbst wieder zu erfassen? Bergson liefert ein anschauliches Rezept: „Wir haben nur zwei Ausdrucksmittel zur Hand: den Begriff und das Bild. In Begriffen wird das System entwickelt; in einem Bild rafft man es zusammen, wenn man auf die ursprüngliche Intuition zurückgeht; wenn man also über das Bild hinausgehen will, um noch weiter vorzudringen, so fällt man notwendigerweise wieder auf Begriffe zurück, und zwar auf Begriffe, die noch unbestimmter und allgemeiner sind als die, von denen man ausgegangen war bei der Suche nach dem Bild und der Intuition. Wenn die ursprüngliche Intuition auf diese Form reduziert, also gleichsam an der Quelle schon in Flaschen gefüllt wird“ (Bergson, 139), dann wird sie uns schnell fad, kalt und banal erscheinen. Er führt weiter aus: „Halten wir uns also an diese Formeln, da wir nichts Besseres finden können, aber versuchen wir, ihnen ein wenig Leben einzuflößen. Nehmen wir alles, [...] lassen wir diese zerstreuten Ideen in dem Bild sich vereinigen, von dem sie hergeleitet waren, sublimieren wir sie, jetzt aber im Bild eingeschlossen, bis zu der abstrakten Formel, die das Bild und die Ideen gleichzeitig in sich aufnimmt, halten uns dann an diese Formel, deren zusammenraffende, konzentrierende Kraft immer größer wird, je größer die Anzahl der Dinge ist, die sie umspannt; erheben wir uns schließlich mit ihr, steigen wir zu dem Punkt empor, wo sich alles in einer Spannung konzentrieren würde, [...] dann werden wir uns diesmal vorstellen können, wie von diesem, übrigens unzugänglichen Kraftzentrum der Impuls ausgeht, der den Elan, d. h. die Intuition selbst vermittelt“ (Bergson, 139).

Um der Gefahr einer Leere beim Prozess der Abstrahierung der Begriffe zu entgehen, tritt hier ein Verdichtungsprozess in Form einer (Aufwärts-)Bewegung in Gang. Nicht um eine Verschmelzung und höhere Synthese zu erlangen, im konstruierenden Sinne, indem man einzelne Wörter zusammensucht, um damit einen Gedanken „zusammenzuflicken“. Bergson nimmt als etwas Übergeordnetes auch hier etwas viel Einfacheres, Schlichteres an: es ist der „Sinn, der weniger eine gedachte Sache ist als eine gedankliche Bewegung, oder sogar noch weniger eine Bewegung als eine Richtung. Und ebenso wie der Impuls, der im embryonalen Leben die Teilung einer primitiven Zelle in Zellen bewirkt, die sich dann ihrerseits immer weiter teilen, bis der vollständige Organismus gebildet

ist, führt die charakteristische Bewegung eines jeden Denkaktes diesen Gedanken herbei durch eine wachsende Unterteilung seiner selbst, um sich so immer mehr auf einander folgenden Geistesebenen auszubreiten, bis er die Ebene des Wortes erreicht“ (Bergson, 140). Und der gleiche Gedanke kann sich in verschiedenen Sätzen ausdrücken, aus verschiedenen Worten bestehen. So verändert sich die, von der „Bewegung des Geistes hineingerissene Idee, die sich mit neuem Leben erfüllt, wie das Wort, das seinen Sinn vom Satz her erhält“ (ebd.). Aus der Mitte, ohne Abstand – gleich der Fliehkraft, die nicht von außen, sondern nur inmitten des Geschehens erfahren werden kann.

Unser gewöhnliches Denken, wie es aus der Struktur unserer Sinne, der Intelligenz und der Sprache hervorgeht, ist der geistigen Haltung der Wissenschaft nahe. Dieses vertraute Modell geht von der Unbeweglichkeit messbarer einzelner, analysierter, nebeneinandergestellter Daten und Momente aus, von einem zerteilten, erstarrten Zeitverständnis, dem Bergson ein kontinuierliches Fließen gegenüberstellt, das unteilbar ist. In der Veränderung, im Werden, „gibt es keine starren Zustände mehr, keine toten Dinge, sondern nur noch die reine Beweglichkeit, aus der die Stabilität des Lebens besteht“ (Bergson, 147) – wir erinnern uns an Feldenkrais und das Gleichgewicht – auch wenn es uns befremdlich und paradox erscheint.

„Die Intelligenz kombiniert und trennt, sie verknüpft und koordiniert, aber sie erschafft nichts“ (Bergson, 152). Sie braucht die Zulieferung aus den Sinnen und dem Bewusstsein.

Unsere gewöhnliche Wahrnehmung vermag es nicht aus der Zeit hinauszutreten, noch etwas anders als Veränderliches zu erfassen. Aufgrund der natürlichen Begrenzung unserer Wahrnehmungsfähigkeit ‚erfindet‘ die Ratio daher Begriffe, um Lücken zwischen den Gegebenheiten der Sinne und des Bewusstseins ausfüllen und damit Erkenntnisse vereinheitlichen und systematisieren zu können. Bergson eröffnet durch sein verändertes Zeitverständnis einen anderen Weg und ermutigt, unserer leisen Stimme zu lauschen, die auch mal Widerspruch anmeldet. Statt geradlinige, rationale Wege einzuschlagen, zur Intuition zurückzukehren, zu einem Entwicklungsprozess des „sich-selber-Verlierens und zu-sich-selber-Zurückkehrens“ (vgl. Bergson, 129). „Wenn wir uns dagegen erfassen, wie wir eigentlich sind, in einer wahrhaft dynamischen, elastischen Gegenwart, die wir beliebig nach rückwärts ausdehnen können, in dem wir die Außenwelt erfassen, so wie sie ist, nicht nur an der Oberfläche, in einem statischen Moment, sondern in der Tiefe, in ihrer Durchdringung mit der in ihr enthaltenen Vergangenheit, die ihr den inneren Elan gibt, so werden wir die Dinge in ihrer Dauer sehen. Alles Erstarrte wird sich dann entspannen, alles Eingeschlummerte wieder erwachen, das Tote wieder lebendig werden“ (Bergson, 148). Wofür sich über mikrophenomenologische Gespräche ein Vokabular entwickeln lässt.

Waldenfels hebt hervor, dass Intuition wie Einsprengsel in unsere Erfahrung eingestreut ist (vgl. Waldenfels, 209). Sie verzögert, beschleunigt, beflügelt den „normalen“ Gang der Erfahrung, nicht aber diese selbst. Dadurch können Dinge und Fragen zum Vorschein kommen/in Erscheinung treten, die nicht einer kausalen, linearen Wissenslogik entsprechen und klare Rückschlüsse erlauben – sondern sich da, wo wir versuchen sie in unsere „verständlichen“ Begriffe packen zu wollen, einfach entziehen und abtauchen. „Eine Ahnung, die uns überkommt, ohne dass wir sie herbeirufen, enthält mehr und anderes als das, was wir zu erwarten gewohnt sind. Die fälschliche Rationalisierung beginnt damit, dass wir die Vorahnung einem Vorwissen gleichsetzen, dass sich nachträglich aufklärt“ (Waldenfels, 213), indem wir „[...] die anfänglichen Lücken der Erfahrung ausfüllen wie die leeren Felder eines Kreuzworträtsels“ (ebd.) und diese schließlich als „richtig“ oder „falsch“ werten. Unsere tagtägliche Erfahrung ist sehr komplex, sie beginnt nicht mit einfachen Elementen, die allmählich komplexere Formen annehmen. Sie lässt sich nicht einordnen in ein Ganzes. „Was uns in der Erfahrung überfällt, ist zu reichhaltig und zu verschiedenartig, um es schlicht zu erfassen“ (Waldenfels, 216). Daher setzt zu Anfang ein Prozess der Vereinfachung ein, eine Reduktion der Komplexität. Etwas wird ausgewählt, jenes wird weggelassen. Statt einer Verdunklung oder Verschleierung des Geschehens ins Unbewusste wird die Beteiligung am Geschehen angenommen, aber eben nicht in der Eigenschaft eines autonomen Subjekts, das den Dingen ihre Gesetze vorschreibt, sondern nach Waldenfels in einem *pathischen* Verständnis, in welchem wir nicht „Herr [en und Damen] der Erfahrungen (sind), die wir durchmachen“ (Waldenfels, 218). Innerliche Empfindung allein reicht nicht aus, sie gleicht sich jeweils in der Reibung mit der Wirklichkeit ab. Es gibt keine Vorausberechnung, keine Intuition auf Abruf. Schnell verführen

Schulung und Übung dazu, Neues nach bekannten, alten Mustern zu beurteilen, es so zu sehen, wie wir es gewohnt sind und kennen (vgl. Waldenfels, 221). Doch gerade das Abwarten, eine Phase der Unschlüssigkeit, leitet einen Prozess des Umstrukturierens ein, der neue Kriterien einbeziehen kann. „Neue Kriterien bedeuten, das es auf etwas anderes ankommt“ (Waldenfels, 221).

Dabei kommt dem Ungefähren eine besondere Rolle zu. Der Genauigkeitsverzicht, „mit Schätzungen, die nicht nachrechnen oder nachmessen, entwickeln wir ein Gespür für Unberechenbares“ (Waldenfels, 222). Parameter wie zuviel oder zuwenig bekommen eine neue Bedeutung, wenn wir sie auf genau unser körper-leibliches Befinden anwenden.

Bernhard Waldenfels hebt hervor, diesen Entzug an objektivierbaren Maßstäben nicht als Mangel zu begreifen, sondern den Fokus auf die Entfaltung des besonderen Gespürs zu lenken und plädiert dafür, die Erfahrung um *eine positive Unbestimmtheit* zu erweitern, die sich selbst übersteigt. Intuitionen, die sich in dieser *bestimmten Unbestimmtheit* bewegen, tragen dazu bei, dass „die Schere zwischen Wissen und Erfahrung sich nicht schließt“ (Waldenfels, 223).

Im *Taktilen Wissen* - verstanden als ein im *Sein* und im *Miteinander-Sein* wurzelndes veränderliches körperliches Wissen, das Vermögen und Durchlässigkeit des Körpers in den Blick rückt – haben wir unseren Grundstock für intuitives Verstehen und Abwägen in schwierigen Fragen immer dabei. Vertrauen wir unserem Gespür und fassen wir Mut, uns Abgründen zu nähern. Nur wenn wir einen Schritt ins Ungewisse wagen, können wir erfahren, wozu uns die Lyrikerin Hilde Domin ermutigt: „Ich setzte den Fuß in die Luft – und sie trug“ (Domin, 47).

Vielen Dank.

Literatur

Bergson, Henri: Denken und schöpferisches Werden. Westkulturverlag, 1948, S. 126-148.

Brüstle, Christa/**Ghattas**, Nadia/**Risi**, Clemens/**Schouten**, Sabine (Hrsg.): Aus dem Takt. Rhythmus in Kunst, Kultur und Natur. Transcript. 2005.

Domin, Hilde: Sämtliche Gedichte. Fischer. 2009

Feldenkrais, Moshé: Die Entdeckung des Selbstverständlichen. Suhrkamp. 1987.

Gendlin, Eugene: Ein Prozess-Modell. Karl Alber Verlag. Freiburg/München 2015.

Gronau, Barbara/**Ghattas**, Nadia: Zeitwahrnehmung. In: Lechtermann, Christina/Wagner, Kirsten/Wenzel, Horst (Hrsg.). Möglichkeitsräume. Zur Performativität von sensorischer Wahrnehmung. Schmidt. 2007.

Kurth, Ernst: Grundlagen des Linearen Kontrapunkts. Bachs melodische Polyphonie. 2. Aufl. Max Hesses Verlag. Berlin 1922.

Levine, Peter A.: Trauma-Heilung. Synthesis Verlag. Essen 1998. S. 79.

Macho, Thomas H.: Die Kunst der Pause. In: Paragrana 2. Das Ohr als Erkenntnisorgan. Akademie Verlag. Berlin 1993.

Mark, Elke: Taktilen Wissen. Eine Lecture Performance. In: Schmitz, Thomas H./Groninger, Hannah (Hrsg.): *Werkzeug/Denkzeug. Manuelle Intelligenz und Transmedialität kreativer Prozesse*. Transcript. Bielefeld. 2012

Mark, Elke: sinnen. In: Blohm, Manfred /Mark, Elke (Hrsg.) *Formen der Wissensgenerierung. Practices in Performance Art*, Athena. Oberhausen. 2015.

Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. In: Werke. Band III. dtv Verlagsgesellschaft. München 1999.

Petitmengin, Claire: The scientist's body at the source of meaning. In: Schoeller, Donata & Saller, Vera (Hrsg.) *Thinking thinking Practicing radical reflection*, Karl Alber. 2016.

Petitmengin, Claire/Bitbol, Michel: The validity of First-Person Descriptions as Authenticity and Coherence, *Journal of Consciousness Studies*, 16, No. 10-12, Imprint Academic. Exeter. 2009

Reik, Theodor: Hören mit dem dritten Ohr. Fischer Taschenbuchverlag. Frankfurt 1983, S. 169.

Waldenfels, Bernhard: Gespür für die Dinge. In: Intuition. Petra-Maria Meyer (Hrsg.). Verlag Wilhelm Fink 2012, S. 202-226.

Wimmer, Michael: Zur Anatomie des „dritten“ Ohres. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Band 2. Heft 1– 2. Akademie Verlag. Berlin 1993.